

Jochen Hörisch

Et liberi et libri – Eine romantische Bücherrevue

Den Palindromen und der Droge „Rutaretil“ ist ein romantikseliger junger Mann verfallen. In den Archiven eines halbimaginären Berliner Instituts für deutsche Romantik kompiliert er aus romantischen Texten in postmoderner Kombinationsseligkeit „eigene“ Rutaretil-Literatur. Die Grenze zwischen Bücherwelt und wirklicher Welt kommt ihm dabei eben nicht abhanden – sie macht sich vielmehr mit thanatologischer Gewalt geltend, als Konrad Johanser aus der großstädtischen Welt der Bücher in die (schwäbische Alb/p-) Welt seiner Kindheit zurückflüchtet. Libri / liberi: auch der polyhistorische Büchertrinker in *Helmut Krausser: Thanatos – Roman. München (Luchterhand-Literaturverlag) 1996 (562 Seiten)* muß erfahren, daß die Kunst eine Fälschung der Welt et vice versa ist. Ein Lektürefest nicht nur, aber eben auch für Romantik-Doktoranden.

Und ein weiterer Beleg dafür, wie gescheit die Gegenwartsliteratur sein kann und wie produktiv sich spezifisch romantische Motive in die postmoderne Komplexitätswelt hineingießen und aus ihr herausdestillieren lassen.

Den fast schon überdeutlichen Willen, à la hauteur romantischer Reflexionspoesie zu schreiben, teilt Kraussers Roman mit *Ingo Schramm: Fitchers Blau – Poetischer Roman. Berlin (Verlag Volk & Welt) 1996 (447 Seiten)*. Das ist nicht die einzige Gemeinsamkeit. Berlin ist der Schauplatz auch dieses Romans, Novalis ist auch hier omnipräsent. Und dies gar allzu deutlich: die leidenschaftliche Suche nach der blauen Blume vereint (fast) das halbwissentlich geschwisterinzestuöse Paar Karl und Janni. Es setzt mit seinen Mitteln das protoromantische Projekt einer progressiven Universalpoesie

fort. Denktypologisch aufschlußreich ist, daß auch dieser Roman Chaostheorie, Systemtheorie und Dekonstruktion für die genuine Fortsetzung des romantischen Geistes in der späten Moderne hält. Daß zwei der zweifellos sprachmächtigsten, witzigsten, klügsten und (dennoch!) erzählfreudigsten Romane der letzten Jahre so ausdrücklich an die frühromantische Programmatik anknüpfen – und daß diese Anknüpfungsversuche glücken, würde den Rezensenten auch dann erfreuen, wenn diese Hinweise auf handfest schwebende Prosa nicht in einem Jahrbuch mit dem Titel „Athenäum“ stünden.

Wie anschluß- und aktualisierungsfähig romantische Denkfiguren sind, macht *Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft. Ffm (Suhrkamp) 1995* deutlich – also eben das Meisterbuch des Meisterdenkers, auf dessen Systemtheorie die genannten neoromantischen Romane so obligatorisch referieren wie die Frühromantiker auf Fichtes Wissenschaftslehre. Die intellektuelle Frechheit dieses kokett amüsichen Buches, das eben keine Ästhetik und schon gar nicht eine ästhetische Theorie, sondern eine Theorie des Kunstsystems ist, ist von frühromantischem Rang. Nicht nur die Fußnoten dieses eigentlichen Hauptwerks der Systemtheorie erweisen den Frühromantikern Ehre. Sondern auch so konzentrierte Provokationen und Bosheiten wie die, die auf S. 498 f. gereiht sind (der Leser verzeihe das allzu ausführliche Zitat in einer Kurzrezension – aber so etwas läßt sich

beim besten Willen nicht referieren): „Indem das Kunstsystem (eine) sich reflektierende Form von Selbstreferenz inszeniert und laufend re-inszeniert, kann es auf die Unterscheidung zwischen affirmativen und kritischen Einstellungen zur Außenwelt verzichten. Es verzichtet damit auch auf eine ‚politische‘ Funktion, die es ohnehin niemals mit Aussichten auf Erfolg und niemals ‚demokratisch‘ hätte usurpieren können. Statt dessen symbolisiert es Zustände, die sich auf der Ebene der Gesellschaft und ihrer Funktionssysteme als Folgen funktionaler Differenzierung sich (welche kleine und bemerkenswerte Stilkonzession an Adornos Ästhetische Theorie, J.H.) eingestellt haben und die offen lassen, wie man sich dazu einstellt, weil es darauf nicht mehr ankommt. (...) Die Kunst zeigt in der Form des Leidens an sich selbst, daß es so ist, wie es ist. Wer dies wahrnehmen kann, sieht in der modernen Kunst das Paradigma der modernen Gesellschaft. Aber daß dies geschieht, führt nur auf die Frage, ob es einen Unterschied macht, wenn es geschieht.“

„Allen Programmen der Kunst liegt voraus das Wunder der Wiedererkennbarkeit“, heißt es bei Luhmann (S. 318). Dieses Wunder wird „durch erlesene Formen bewirkt.“ Erlesen in jedem Wort-sinn ist die *Internationale Hölderlin-Bibliographie (IHB) auf der Grundlage der Neuerwerbungen des Hölderlin-Archivs der Württembergischen Landesbibliothek 1993-1994, Quellen und Sekundärliteratur – Rezeption und Rezension* –

nen, hg. vom Hölderlin-Archiv, bearbeitet von Werner Paul Sohnle und Marianne Schütz, 2 Bde. Bd I: Erschließungsband XXXIV plus 394 Seiten, Bd. II: Materialband VIII plus 516 Seiten. Stuttgart (Friedrich Fromann Verlag) 1996 (je 418 DM). Sie ist im Bereich der Philologie, was Luhmanns Buch im Bereich der Trans-Philosophie ist: der Versuch, „alles“ zu bedenken. Ohne mal freiwillige, mal unfreiwillige Ironie können solche Versuche nicht daherkommen. So auch hier. Wolfgang Schirmacher hat seinen Zeitungsartikel zu Hölderlins 150. Todestag am 5.6.93 in der Goslarschen Zeitung, am 7.6.93 in fünf weiteren Tageszeitungen und am 8.6.93 in der Braunschweiger, Salzgitter und Hannoverschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Mit unbarmherziger Sachlichkeit und schwerlich zu überbietender Akribie hält die IHB diese und viele wichtigere Daten aus der Hölderlin-Forschung und -Rezeption fest. Nur zwei Eintragungen später findet sich ein Hinweis, der wirklich wertvoll ist: der Germanist Heinz Schlaffer hat in einer Studie, deren Titel keinen Bezug auf Hölderlins Werk erkennen läßt, auf zwei Seiten Bedeutendes zum Thema Jean Paul und Hölderlin gesagt. Und also werden diese beiden Seiten angeführt. So wie z.B. auch eine in der Geschichte der Hölderlin-Bibliographien bislang übersehene Gedicht-Anthologie mit dem Titel „Dichtersaal“, deren achte Auflage aus dem Jahr 1889 anders als die vorhergehenden Auflagen seit 1832 Hölderlin-Gedichte enthält. Kurzum: ein mustergültiges Werk. Jedoch gilt auch beim IHB: kein

Licht ohne Schatten. Wie eine Satire auf Archivare und Bibliothekare wirkt das „Systematische Schlagwortregister zur angezeigten Literatur“, das angesichts der vorzüglichen alphabetischen Titel-, Schlagwort- und Personenregister herrlich überflüssig ist. Aber macht es nicht Freude, sich Hölderlins Werk über Pfade nach dem Such-Schema „1. Persönlichkeit 1C Inneres Wesen 1Cv Mutterbindung“ oder „5 Poetik 5B Bildlichkeit 5Bl Metapher-Traube“ zu nähern? An CD-Roms mag man angesichts der beiden haltbaren Bände mitsamt ihrer Fülle an festen Buchstaben gar nicht denken. In zwei Jahren folgt der nächste und also schon dritte Doppelband der IHB. Die Hölderlin-Bibliothek ist kein geschlossener Raum.

Komm ins Offene, Freund. Diese Maxime teilt Hölderlins Lyrik mit Eichendorffs Prosa. Um geschlossene und offene Räume geht es in der Untersuchung von *Johannes Kersten: Eichendorff und Stifter – Vom offenen zum geschlossenen Raum. Paderborn usw. (Schöningh) 1996 (228 Seiten)*. „Entsetzliche Dinge spielen sich dort ab“: wo? In den Innenräumen, die Eichendorff schildert. Dort herrschen Falschheit, Maskenwesen, Intrigen, Verführung und Sarges-Enge. Im Freien hingegen geht es hingegen – nun wie wohl? – eben recht frei und offen zu. Ganz anders in Stifters Prosa. Ihre Protagonisten können bedrohliche Natur nur abwehren, wenn sie sich in Innenräume zurückziehen können, die Geborgenheit und Wohnlichkeit stiften. Das Draußen ist hingegen bedroh-

lich: nur als Forst hat Stifters Waldlandschaft goutierbare Qualitäten. Weil sie den chaotischen und bedrohlichen Dimensionen der „offenen“ Natur wehren kann, begrüßt Stifter anders als Eichendorff die Technik sowie das rationale Wirtschaften und Verwalten. Aber er kleidet diese Option in eine eigentümlich doppeldeutige Form der Naturhuldigung: „Nur die Naturdinge sind ganz wahr. Und was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig.“ Stifters Prosa ist die Gestalt dieser vernünftigen Frage an die Naturdinge. Und die vernünftigste Form der Natur ist und bleibt der Garten.

Der Garten, dem Rückerts gepflegte Lyrik gleicht. Wie abgründig Versuche enden können, immer größere Naturflächen zum Garten oder zum Park zu kultivieren, hat nicht nur Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“ dargestellt. Um „gestörte Idyllen“ drehen sich auch Rückerts Vers-Karussell und der Sammelband *Max-Rainer Uhrig (Hg.): Gestörte Idylle – Vergleichende Interpretationen zur Lyrik Friedrich Rückerts. Würzburg (Ergon) 1995 (207 Seiten)*. „Und“-Themen sind in der Regel schrecklich: Goethe und Schiller, Hölderlin und Kleist, Brecht und Thomas Mann. Hier liegt der Fall anders. Die Beiträge zu diesem Band vergleichen jeweils ein Gedicht Rückerts mit einem thematisch verwandten Gedicht (von Eichendorff, Platen, Heine, Droste-Hülshoff, Lenau, Mörike, Güll, Hebbel, Storm, Keller, Werfel). Dieses kontrastive Verfahren ist zweifellos erhellend. Denn es wird

deutlich, daß Rückerts häufig gescholtene Lyrik einen paradoxen Reiz entfalten kann. Mag sein, daß in seinen Versen „das Melos der Romantik zum Leierkastenton herabgestimmt“ wird, wie J. Hermand dekretierte, und daß seine Zeilen „Musterbilder eines epigonalen Alexandrinismus“ sind, wie H. Koopmann meinte. „Musterbilder“ sind diese Verse immerhin: sie folgen gestanzten Mustern, und sie tun das musterhaft. Ähnliches läßt sich durchweg von der Interpretationsprosa dieses Bandes sagen. Sie ist musterhaft.

Nicht unbedingt musterhaft, sondern allzu „typisch“ sind die Überlegungen von *Sabine Karl: Unendliche Frühlingssehnsucht – Die Jahreszeiten in Eichendorffs Werk. Paderborn usw. (Schöningh) 1996 (323 Seiten)*. Der Frühling ist die Zeit des Erwachens, der Sommer die der Fülle, der Herbst die des Welkens, der Winter ... hier kommt die z.T. groteske Konventionalität der Arbeit in ein glückliches Straucheln: der Winter ist bei Eichendorff die Zeit der Maskenbälle. Ab und an streift die fleißig alle Jahreszeiten-Seiten kompilierende Arbeit tiefe Dimensionen. So wenn sie sich mit Eichendorff (aber leider nicht mit Walter Benjamin) darauf einläßt, Weltgeschichte eben nicht nur als in Heilsgeschichte (vgl. S. 229), sondern auch in Naturgeschichte eingebettet zu begreifen. Kapitelüberschriften wie „Interpretation der Jahreszeiten auf der Grundlage der Entscheidungsautonomie des Menschen“ machen jedoch alsbald klar, daß sich die autonom entscheidenden Protago-

nisten Eichendorffs in der Regel nicht sehr originell entscheiden: im Zweifelsfall sind sie für den Frühling.

Für den Frühling sind alle, für Kinder (fast alle). Auch *Yvonne-Patricia Alefeld: Göttliche Kinder – Die Kindheitsideologie in der Romantik. Paderborn usw. (Schöningh) 1996 (414 Seiten)* Ihrem klugen Band steht Guido Renis um 1623 entstandenes Gemälde „Trinkender Bacchusknabe“ als Titelbild voran. Es zeigt das göttliche Kind als inkarnierten Stoffwechsel-Regelkreislauf. Und die spezifisch romantische Form des recyclings tradierter Stoffe und Vorstellungen vom göttlichen Kind hat die gelehrte Abhandlung zum Thema. Fast ist man geneigt, ihr die allzu große Gelehrsamkeit als Manko anzurechnen. Denn die unordentlich gegliederte Arbeit verliert sich in der Fülle der Nachweise, wie alt und überdeterminiert das göttliche Kind der romantischen Literatur eigentlich ist. Es hat viele Väter und noch mehr Großväter: u.a. Vergil, die neutestamentarischen Jesus-Legenden, die Aions- und Hermes-Mythen, Augustinus' Autobiographie, Fénelon, Rousseau und und und. Hermes wird zwar als „Prototyp des göttlichen Kindes der griechischen Mythologie“ erkannt, aber dennoch eher stiefmütterlich behandelt. Daß die romantischen Kinder (besonders die im Werk des Novalis) angesichts dieser ihrer Genealogie manchmal ganz schön alt aussehen, verwundert deshalb kaum mehr. Auf die reizvolle Möglichkeit, die romantische und die neoromantische (H. von Hof-

mannsthal) Konzeption von Kindheit zu konfrontieren, verzichtet die Untersuchung. Allzu hoffnungsfroh folgt sie der romantischen Maxime: „Wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter.“ Und so blendet sie weitgehend aus, daß der romantischen Wiederentdeckung des göttlichen die Neuentdeckung des satanischen (etwa bei E.T.A. Hoffmann) bzw. des polymorph-perversen Kindes (bei Freud) korrespondiert.

Das Polymorphe und polytheistische Versuchungen zumal unter Einheitsprinzipien zu bringen: das war Schellings Denk-Impuls von seinen (allzu?) frühen Anfängen bis in die späten Münchener und Berliner Jahren. Für Schelling-Philologen wird der rote Faden seines Denkens nun immer deutlicher – und zugleich immer deutlicher als ein Ariadnefaden, der stets zu zerreißen droht. *Schellings* aus dem Jahr 1794 stammende „*Timaëus*“-Studie liegt nun in einer sorgfältigen Handschriften-Transskription als Voraus-Edition der Kritischen Ausgabe vor (hg. Von Hartmut Buchner – *Schellingiana Band 4. München fromann-holzboog 1994*). Eine erstaunliche habituelle Nähe zu Heideggers und Derridas textnahen Interpretationen großer philosophischer Texte wird hier deutlich. Ein Vergleich der für den frühen Schelling ausschlaggebenden Denkimpulse (Stichwort: der Sprung im Ursprung – chora) mit den leitenden Vorstellungen des späten Schelling lohnt. Und ist neu möglich durch die Edition gleich dreier Nachschriften der späten Vorlesungen zur „Philosophie der Mythologie“. *Friedrich Wilhelm Joseph*

Schelling: *Philosophie der Mythologie in drei Vorlesungsnachschriften 1837/1842*, hg. Von Klaus Viehweg und Christian Danz. München (Fink) 1996. Deutlich wird bei diesem Vergleich, wie ordnungsversessen ein „offenes“ Denken vom Ursprung der Freiheit enden kann.

Um phobische oder aber enthusiastische Reaktionen auf Freiheitsgewinne um 1830 und 1848, die wahrlich klein genug dimensioniert waren, geht es auch in dem Sammelbänden von Walter Jaeschke (Hg.): *Philosophie und Literatur im Vormärz – Der Streit um die Romantik (1820-1854)*, Reihe *Philosophisch-literarische Streitsachen Bd. 4*, Quellenband (454 Seiten), Hauptband (272 Seiten). Hamburg (Meiner) 1995. „Nach der Revolution von 1848 mußte man erkennen, daß aus dem Streit um die Romantik letztlich nur Besiegte hervorgegangen waren“, schreibt der Herausgeber in seiner Einleitung lakonisch. Die Einzelbeiträge zeichnen naturgemäß ein differenzierteres Bild. Wieviele „romantische“ und genauer frühromantische Impulse etwa in der (Anti-)Theologie Bruno Bauers oder in der Erotologie Gutzkows aufbewahrt sind, machen die Beiträge von J. Mehlhausen bzw. V. Hansen transparent. Auf die Möglichkeit, vergessene Texte in Erinnerung zu rufen, verzichtet leider der Quellenband. Die dort ausgetretenen Texte (z.B. F. Schlegels Essay ‚Die Signatur des Zeitalters‘ oder Echtermeyers und Ruges ‚Protestantismus-Manifest‘ sind nicht nur dem Spezialisten nicht ganz unbekannt. Ein knappes Vorwort

des Herausgebers kann aus den durchweg kenntnisreich durchdeklinierten Paradigmata (wie Philosophie, Recht, Literatur, Theologie in den Jahrzehnten von Spätromantik und Vormärz) den angestrebten Epochenüberblick nicht destillieren: ein typischer Mangel solcher Sammelbände.

Eine ungewöhnlich breite und zugleich pointierte Deutung der Literatur um 1800 wagt hingegen Iris Denneler: *Die Kehrseite der Vernunft – Zur Widersetzlichkeit der Literatur in Spätaufklärung und Romantik*. München (Fink) 1996 (361 Seiten). Das Wagnis ist bei aller Kritik an Details bemerkenswert gelungen. Die Verf. aggregiert ungewöhnlich große Literaturmengen, um zu zeigen, daß das im 18. Jahrhundert weitgehend aufgeklärten Nützlichkeitspostulaten verpflichtete Literatursystem um 1800 gleichsam geschlossen (wenn auch hochgradig vielgestaltig) auf Widersetzlichkeit gegen einen verkürzten Rationalitätsbegriff umschwenkt. „Die Gesundheit der Vernunft ist der wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbstruhm, durch den alles vorausgesetzt wird, was eben zu beweisen war“, hieß es schon bei Hamann. Seine These setzt sich als mediale, wenn auch weitgehend wirkungslose Einsicht von Literatur um 1800 durch. In enger theoretischer Auseinandersetzung (nicht nur) mit Hartmut und Gernot Böhmes Buch ‚Das Andere der Vernunft‘ entfaltet I. Denneler ihre Thesen an vier glücklich gewählten Paradigmata: die „ordnende Vernunft“ wird literarisch durch die verblüffend

intensive und breite Aufmerksamkeit für unordentliche, nämlich inzestuöse Verhältnisse konterkariert; die „instrumentelle Vernunft“ wird poetisch durch die (in der Forschung bislang auffallend vernachlässigte) Aufmerksamkeit für die metaphysischen Mucken des Geldmediums blamiert; und die „richtende Vernunft“ wird durch die literarische Aufmerksamkeit für Gewalt und Macht auf ihre Schranken verwiesen. Daß die poetische Vernunftkritik um 1800 hier so gelehrt wie (trotz einiger inzestuöser Verwahrlosungen in Interpunktion und Satztechnik) vernünftig vorgetragen wird, belegt wieder einmal, daß Irrationalismus mit allzu gesund sich dünkender Vernunft mehr gemein hat als mit Vernunftkritik.

Tieck ingenuös eingelöst. Sein Märchen feiert, wie schon Arno Schmidt erkannte, „Wunder der Sinnlosigkeit“. Es ist eine virtuose Variation auf die rätselhafte deutsche Vorsilbe „ver“-: wer verbietet, verbannt, verkauft, versalzt, verschläft, verbannt, versagt, versteht, der kommt in Prozessen des Verstehens nicht zum Stehen und nicht zu Verstand. Daß alles so ist, wie es ist, und daß dies alles von der Rätselhaftigkeit ist, auf die Märchen allenfalls ein albern-unsinniges Lösungswort finden, macht die Tieck-Lektüre von Menninghaus in dekonstruktiver Klarheit deutlich. Und natürlich ist die Pointe, daß, wer dies verstanden hat, mehr verstanden hat als alle, die Sein und Sinn verstanden zu haben glauben.

Die Studie von *Winfried Menninghaus: Lob des Unsinnns – Über Kant, Tieck und Blaubart. Ffm (Suhrkamp) 1995 (265 Seiten)* teilt mit der von Iris Denneler das Interesse am Vernunftwidrigen und am Widrigen der Vernunft. Sie sammelt jedoch nicht breite Belege für ein kluges romantisches Unbehagen an Kategorien wie Vernunft, Verstehen und Sinn, sondern sie entwickelt ihre These vielmehr in einer mustergültig genauen Lektüre von Tiecks Blaubart-Märchen. In dieser seltsam vernachlässigten arabesque-romantisch-selbstreflexiven Prosa erkennt Menninghaus den Versuch, der Konjunktur des Sinn-Paradigmas um 1800 zu entkommen. „In einem ächten Märchen muß alles wunderbar ... und unzusammenhängend seyn.“ Die poetologische Forderung des Novalis hat